

Ella Theiss

Duo mit Beretta

*Handlung und Figuren sind frei erfunden. Darum sind eventuelle
Übereinstimmungen mit lebenden oder verstorbenen Personen zu-
fällig und nicht beabsichtigt.*

Originalausgabe 2016

Alle Rechte vorbehalten,
auch die des auszugswweisen Nachdrucks
und der fotomechanischen Wiedergabe
sowie der Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

© Prolibris Verlag Rolf Wagner, Kassel
Tel.: 0561/766 449 0, Fax: 0561/766 449 29

Titelfoto: © Karsten Christiansen, Darmstadt
Druck: Totem, Inowroclaw, Polen

ISBN: 978-3-95475-135-8

www.prolibris-verlag.de

Ella Theiss

Duo mit Beretta

Ein Kriminalroman aus Darmstadt

Pro **libris** Verlag

Die Autorin

Ella Theiss lebt in der Nähe von Darmstadt. Sie hat Germanistik und Sozialwissenschaften studiert und rund zwanzig Jahre unter ihrem Klarnamen Elke Achtner-Theiss als Redakteurin und Texterin gearbeitet, insbesondere im Themenbereich Bio-Lebensmittel. Seit 2008 schreibt sie auch Romane und Erzählungen. Mit ihrem historischen Krimi »Die Spucke des Teufels« belegte sie Platz 2 zum Gerhard-Beier-Preis 2010. Für zwei ihrer Erzählungen erhielt sie den 2. Freiburger Krimipreis 2013 und den QuoVadis-Kurzgeschichtenpreis 2013. »Duo mit Beretta« ist ihr dritter Roman. – Mehr unter www.ellatheiss.de

Morgens um sechs fanden Reinigungskräfte des Straßenverkehrsamts den Jungen schlafend unter einer der Picknickbänke am Autobahnrastplatz Bornbruch Ost. Er hielt einen lehmverkrusteten Plastikbeutel mit beiden Armen umklammert. Seine vom Regen nassen Turnschuhe hatte er ausgezogen und ordentlich neben sich im Gras aufgestellt. Die Männer riefen die Polizei.

Anfangs glaubten die Beamten an einen Ausreißer, denn er hatte nichts als ein paar Superman-Comics, eine zur Hälfte verzehrte Packung Karamellbonbons, mehrere Münzen und ein rostiges Taschenmesser in seinem Beutel. Keinen Ausweis, keinerlei Papiere.

Er sprach akzentfrei Deutsch, nannte aber einen russischen Namen: Jegor Antonowitsch Plewe. Er wusste sein Alter, fünf Jahre, und er konnte angeben, wieso er sich am Rastplatz aufhielt. Seine Tante Tanjuscha mochte ihn nicht bei sich haben. Nur seine Schwester Milenka habe sie in ihrem Auto mitgenommen. Er dagegen sollte unter der Picknickbank warten, bis ihn jemand fand.

1. ISABELL

Mit mir stimmt was nicht. Ich sehe Gespenster. Genauer gesagt nur eins. Noch genauer gesagt nur meins, mein Double. Seit Wochen geht das schon, ich sehe in den Spiegel und sehe – nicht mich. Sondern sie. Mit verschränkten Armen steht sie vor mir und grinst mir ins Gesicht. Manchmal zwinkert sie mir zu, als wolle sie mich aufmuntern, manchmal rollt sie die Augen, als sei sie von mir genervt. Wende ich mich von ihr ab, kriecht sie in meine Ohren, flüstert peinliche Sprüche: *Wer sich nicht*

wehrt, lebt verkehrt. Oder: Macht kaputt, was euch kaputt macht. Solche Sachen. Am schlimmsten ist, wenn sie leibhaftig neben mir auftaucht mit ihrem Zottellook, ihren schwarz umrahmten Augen und meinen Alltag durcheinanderbringt. Billie heißt sie. Ein peinlicher Name für eine Frau Mitte dreißig. Meine Meinung.

Billie trat in mein Leben in Form eines Molotowcocktails, ja, wirklich, sie katapultierte sich quasi aus einem Brandsatz in meine Seele. Psychologen würden sagen: Billie ist eine post-traumatische Belastungsstörung. Und zwar eine hartnäckige.

Es passierte am 31. März, einem Tag, der sich wie November anfühlte, so grau und trüb. Was nicht nur am Wetter lag. Ich musste mich von der Wohnung in Kranichstein verabschieden, in der ich fast drei Jahrzehnte gelebt hatte, ging ein letztes Mal durch alle Räume. – Neu-Kranichstein, nach Ansicht mancher Darmstädter ihr »schlechtestes« Stadtteil im Norden: jede Menge Hochhäuser, meist brutale 13 bis 19 Stockwerke hoch und satellitenstadttüblich gruppiert. Eine typische Bausünde der 60er Jahre, seit den 90ern mit viel Grün, viel Teich und viel Infrastruktur aufgehübscht und aufgewertet. Sogar einen Wochenmarkt gibt es jetzt. Mag sein, dass es keiner glaubt, aber inmitten der »Eiger Nordwand«, wie die Wohnblöcke rings um die Bartningstraße im Volksmund heißen, habe ich mich als Kind und auch später durchaus heimisch gefühlt.

Kurz nach meinem fünften Geburtstag waren wir eingezogen, Vater, Mutter, meine großen Brüder und ich. Damals war die Familie noch komplett, nicht glücklich, aber komplett. Mit Vaters Tod, er starb an einer Leberzirrhose, ging es bergab. Mutter arbeitete hart, bis sie an Parkinson erkrankte, was sie schließlich in den Rollstuhl zwang. Meine Brüder zogen aus, ich gab meinen Job als medizinisch-technische Assistentin auf und blieb bei Mutter wohnen. Ihre Rente reichte für die Miete und ein passables Auskommen für uns beide. Urlaub war nicht

drin, Kino auch nicht, doch Mutter wäre zu solchen Ausflügen ohnehin nicht in der Lage gewesen.

Mitleid mit mir? – Ist unangebracht. Ich bin nicht der Typ für ein geregeltes Berufsleben. Schlecht gelaunte Chefs und ehrgeizige Kollegen machen mich unglücklich. Softwaresysteme auch. Besonders unglücklich machen mich Männer. Sie übersehen mich einfach. Schon in der Schule haben sich die Jungs mir nur genähert, um an meine attraktiveren Freundinnen heranzukommen. Den Gedanken ans Heiraten gab ich folgen gerichtig mit achtzehn auf. Nein wirklich, ich habe in all den Jahren, die ich mit Mutter allein zusammenwohnte, nicht viel vermisst. Mein Leben hätte gut und gerne so weitergehen können. Doch Parkinson verläuft in unvorhersehbaren Schüben: Zittern und Muskelsteifigkeit, Störung der Reflexe, Inkontinenz, Ohnmachtsanfälle ... Zuletzt ging es ganz rasch. Mit Mutters Tod entfiel ihre Rente. Beim Jobcenter nötigte man mich, mir Arbeit zu suchen. Und aus der Vierzimmerwohnung auszuziehen.

Ich gebe zu, ich bin sentimental. Der Abschied von den Räumen, die so lange mein Zuhause gewesen waren, tat schrecklich weh. Alles deprimierte mich: Das bleichgraue Licht, das sich ausbreitete, seit die Vorhänge fehlten, die hellen Rechtecke an der Tapete, die Mutters Blumenquadrate hinterlassen hatten, die von Blut gedunkelten Fliesenfugen vor der Badewanne, Zeugnis von Mutters verzweifeltem Versuch, ihr Leiden abzukürzen. Die ganze ausgeräumte Wohnung erschien mir wie tot. Wie Mutters Leiche. Kalt und fremd.

Aber ich wollte tapfer sein, zwang mich zur nüchterneren Überprüfung, ob alles leer und »besenrein« war, wie der Mietvertrag es bei Auszug verlangte. Mangels eines Besens – ich hätte ihn schlecht in der Straßenbahn transportieren können, ohne Aufsehen zu erregen – benutzte ich einen Akku-Handstaubsauger, kroch damit durch die Zimmer, bearbeitete auch die Ecken, die Scheuerleisten, die Fensterbänke, versuchte,

die Staubflusen zu erwischen, die ich beim Auszug übersehen hatte.

Es war diese Gewissenhaftigkeit (eine sicherlich positive, aber heimtückische Eigenschaft, weil sie mir ständig Nachteile im Leben einbringt), die mich in einer nachlässig gezimmerten Abseite im Wandschrank diese Pappkiste entdecken ließ. Das heißt, ich konnte nicht gleich erkennen, was da lagerte. Viele Generationen von Spinnen hatten sie umwebt, irgendwann vertrieben von dem Staub, der Jahr für Jahr durch die Ritzen gedrungen war und ihre Netze verklumpt hatte.

Ich hielt mir die Hand vor Mund und Nase, richtete die Staubsaugerdüse auf das eklige Gewirr, bis sich ein altertümlicher Waschpulverkarton zu erkennen gab. Drinnen lauter Flaschen: Whisky, Wodka, Doppelkorn ... Mein Vater, ein unentwegter Altlinker, war nicht wählerisch, wenn es darum ging, sich aus Gram über die ausgebliebene Weltrevolution zu betrinken.

Es versteht sich, dass ich diese Überreste entsorgen musste, damit die Nachmieter, die schon am folgenden Tag renovieren wollten, nicht schlecht von mir oder gar von meiner Mutter dachten. Kein Problem, sagte ich mir, die Flaschencontainer stehen ja keine zwanzig Meter weit an der Biegung der Zufahrtsstraße.

Ich nahm die Kiste und die Wohnungsschlüssel, trat in den Flur – und sah sie durchs Fenster: drei junge Männer mit wattierten Jacken, Schirmkappen oder Kapuzen, Beuteljeans und Sportstiefeln. Sie standen an einer halbhohen Betonmauer, die die Glascontainer großzügig einfriedete und von der Einfahrt einer alten, kaum noch frequentierten Tiefgarage abteilte. Sie tranken Bier aus Flaschen, rauchten was auch immer, rangelten und knufften sich. Keine Chance, unbemerkt an ihnen vorbeizukommen. Ihr Gegröle drang durchs Fenster und klang gefährlich nach Langeweile und Imponiergehabe. Oder nach Wut auf alle Welt.

Der Tag war kühl, und es dämmerte schon. Sie würden bald verschwinden. Dachte ich. Ich spielte auf meinem Handy ein paar Solitairs und spähte gelegentlich hinaus. Nach einer Viertelstunde zählte ich vier, nach weiteren zehn Minuten fünf Kerle.

Das war so ein Moment in meinem Leben, in dem ich gern ein eigenes Auto gehabt hätte, meinetwegen ein altes und unscheinbares. Dann hinein mit dem Karton, ab und weg. Ich träume oft von einem kleinen Wohnwagen. Der würde reichen für die paar Sachen, die mir wichtig sind. Damit würde ich an die Schottische Küste fahren oder in die Schweizer Berge oder in die Camargue. Irgendwohin, wo man nicht dauernd auf Menschen trifft. Erst recht nicht auf herumlungernde, Bier saufende und grölende Halbstarke.

Ich überlegte, ob ich eine Bekannte mit Auto anrufen könnte, damit sie die Kiste und mich in meine neue Wohnung bugsiert. Oder zu einer anderen Altglassammelstelle. Doch es gab niemanden, dem ich gern erklärt hätte, woher die vielen alten Flaschen stammten. Es half nichts, die mussten in die Container vorm Häuserblock. Noch vor zwanzig Uhr, wie die Aufkleber verlangten, um die Nachbarn nicht zu belästigen.

Als sich nach einer weiteren Viertelstunde die Anzahl der Kerle wieder auf drei reduziert hatte, nahm ich all meinen Mut zusammen, den Karton in beide Hände und den Aufzug nach unten. Ich trat aus dem Haus und ging, meine Kiste fest an den Bauch gepresst, auf die Mülltonnen zu. Der ein oder andere geparkte SUV bot mir ein paar Meter weit Sichtschutz.

Ich spitzte die Ohren und registrierte zufrieden, dass sie mit einer Diskussion über die Qualitäten der örtlichen Spielhölle beschäftigt schienen. Also trat ich aus der Deckung, marschierte ohne einen Blick in ihre Gesichter auf die Einfriedung zu, passierte den Durchgang zu den Containern und drehte der Meute den Rücken zu. Mein Herz pochte, ich atmete flach und hastig, schob aber scheinbar unbekümmert meine Flaschen

nacheinander – weiß zu weiß, grün zu grün, braun zu braun – durch die dosendicken runden Öffnungen, jedweden Schwung und damit lautes Klirren vermeidend.

Ich war fast fertig, griff nach der letzten Flasche, die im Gegensatz zu den anderen in vergilbtes Zeitungspapier gehüllt war und mich in ihrer Form an Sekt denken ließ. Sie war keinesfalls leer, wog schwer in meiner Hand. Vorsichtig löste ich das Papier ab, fand ein unversehrtes Etikett mit dem Aufdruck Moët & Chandon und einen kunstvoll mit Draht umwickelten Korken.

Ich stutzte. Ein echter Champagner, ein teurer Champagner, viele Jahre alt. War so etwas noch genießbar? Fieberhaft überlegte ich, was ich auf die Schnelle damit anfangen sollte, als sich eine nach Tabakrauch stinkende Pranke auf meine Schulter legte: »Na, Püppi, was haste'n da Schönes?«

Ich fuhr herum, sah in ein pickelnarbiges Gesicht mit schwarzem Flaum auf der Oberlippe. Und schwieg.

»Sie will mir was schenken«, murmelte ein feister Kerl mit flächigen Wangen und einer brennenden Zigarette im spöttisch verzerrten Mund. Er lehnte betont lässig an der Mauer und säuberte seine Fingernägel mit der Spitze eines Klappmessers.

»Unser Freund Jeggo hat nämlich Geburtstag, Pussy. Und da darf er sich von allen was wünschen«, sagte der dritte Typ, ein Pykniker, der seine mangelnde Körpergröße durch Breibeinigkeit wettzumachen versuchte. Nein, leider tatsächlich wettmachte, mir wurde schwindelig vor Angst, als er sich mir voll in den Weg stellte. Ich sah von einem zum anderen, wusste nicht, wen von den dreien ich am unsympathischsten finden sollte.

»So isses«, sagte der Feiste und grinste müde. »Aber ihr sollt nicht leer ausgehen. Machen wir's so: Ihr kriegt die Braut, ich krieg die Flasche.«

»Nix da, wir teilen uns die komplette Beute. In der Tiefgarage.« Die Pranke ließ meine Schulter los, ergriff meinen

linken Ellbogen und drehte mir den Arm schmerzhaft auf den Rücken. Eine schwielige Hand presste sich auf meinen Mund. Sie stank nach Schmutz, Schweiß und Bier.

Aus Richtung der Parkplätze hörte ich eine Autotür zuschlagen. Und noch eine. Die drei Typen hielten inne, verstummten, und ich schöpfte Hoffnung. Ein Paar, Anfang fünfzig, war aus einem Honda ausgestiegen, beide groß gewachsen, sie bewegten sich drahtig, sportlich. Ich holte tief Luft, brüllte gegen die Hand vor meinem Mund an, mehr als ein schwaches Grunzen brachte ich nicht heraus. Es genügte. Das Paar sah herüber! Sah gleich wieder weg, raffte ein paar Einkaufstüten aus dem Honda und verschwand, ohne einen Blick zurück, hinter der Ecke des Nachbarhauses.

Der Pykner keckerte leise.

Panik ergriff mich, ich hielt meine Moët-&-Chandon-Flasche mit der Rechten fest umklammert und schwang sie wie eine Keule, um mir Respekt zu verschaffen.

»Na, gib's mal her, dein Geschenk, Fotze.« Der Feiste rappedelte sich von der Mauer weg, machte zwei Schritte auf mich zu. Er hatte ein tiefes Grübchen im Kinn, was seinem Gesicht etwas unpassend Kindliches gab. »Mach schon.« Er ließ die Klinge seines Klappmessers aufschnappen, drehte sie hin und her, sodass sie trotz des matten Abendlichts aufblinkte.

Andere Frauen besuchen Selbstverteidigungskurse, lernen tief in den Bauch zu atmen, sich zu straffen und ihre Körpermitte zu finden, um den Opferlook zu vermeiden. Sie üben sich darin, ihre Zähne in Schweineschwarten zu hauen und mit Handkantenschlägen und Fußritten zentimeterdicke Holzbretter zu zertrümmern. Ich kann nicht beurteilen, ob mir derlei Fertigkeiten in meiner Lage geholfen hätten. Mir fiel nur eine einzige Methode der Selbstwehr ein, ich hob meine Champagnerflasche und schleuderte sie dem Dicken an den Kopf. Das heißt, ich zielte auf seinen Kopf. Tatsächlich flog sie seinen Oberbauch an. Er fing sie wie einen Ball.

Nicht mal einen Sprung hatte sie bekommen. Aber der Verchluss war aufgebrochen und eine hellschimmernde Flüssigkeit sprudelte wie ein Brunnlein heraus, besudelte seine Jacke, seine Hose ...

»Huach!« Er hielt die Flasche von sich, ließ sie fallen. Sie zerbrach, und auch der Rest lief aus, sammelte sich vor seinen Boots, wo die Zigarette, die ihm zeitgleich aus dem Mundwinkel gerutscht war, zaghaft vor sich hin qualmte.

Ich betrachtete die Bescherung. Der Champagner war dahin. Und ich keineswegs gerettet. Ich wagte nicht, dem fluchenden Dicken ins Gesicht zu sehen, blickte weiter zu Boden, beobachtete staunend, wie die brennende Kippe nicht etwa in der Pfütze erlosch, sondern im Gegenteil aufglimmte, aufstob, aufloderte. Und ein paar Sekunden später – die ich brauchte, um zu glauben, was ich sah, und um den sich ausbreitenden Geruch von Reinigungsbenzin zu bestimmen – stand der Kerl in einer Suppe aus Flammen, die beide Hosenbeine erfassten. Er fluchte, keuchte, bückte sich, schlug mit bloßen Händen nach dem Feuer, umsonst, es kroch an ihm hinauf, bis zum Knie, bis zum Schritt. Er schrie, jaulte, taumelte, stolperte, fiel zu Boden. Da erst kamen seine Freunde auf die Idee, ihr restliches Bier über ihn auszukippen, ihre Jacken auszuziehen und die Flammen damit zu ersticken.

Eine gefühlte Ewigkeit später war das Feuer erloschen, es blieben Glasscherben, verrußte Jeans, stinkender Qualm und ein sich vor Schmerzen krümmender und brüllender Mensch. So unbändig und laut brüllte er, dass es in den Häusern ringsum zu hören sein musste. Dann sank er zusammen und lag da wie tot.

Seine Freunde waren zurückgewichen, standen starr und mit offenen Mündern. Ich auch. Als die ersten Jalousien sich bewegten, die ersten Fenster sich öffneten, rannten die beiden davon, den Grünstreifen in Richtung der Hauptstraße entlang. Ich nicht, ich floh in den erstbesten Hauseingang, tappte wie

benommen die Treppe zum Keller runter, kauerte vor der Eisentür im Halbdunkeln und zitterte vor Entsetzen.

Ich hab ihm umgebracht, bestimmt hab ich ihm umgebracht oder ganz schwer verletzt, hämmerte es in meinem Kopf. Möglicherweise stammelte ich es halblaut vor mich hin. Jedenfalls antwortete mir eine Stimme, die klang, als käme sie aus einem Radio: »Quatsch, das war ich.«

Und da stand sie. Wie aus dem Fliesenboden gewachsen, keine drei Schritte von mir entfernt, hatte die halblangen aschblonden Haare im Nacken zu einem Zopf gebunden wie ich, trug ein eierschalenes Poloshirt mit geringeltem Strickblouson drüber wie ich. Ihre Füße steckten in meinen bevorzugten Gesundheitsschuhen mit dem Klettverschluss. Kritisch sah sie an sich hinunter.

Wer sind Sie, wollte ich fragen. Doch ich schwieg. Die Frage war überflüssig. Trotz der Dunkelheit im Keller (ich hatte vermieden, die Lampe anzuschalten) erkannte ich auf Anhieb ihre kleine Nase, ihr leicht fliehendes Kinn, das Muttermal über ihrer linken Augenbraue.

Sie antwortete trotzdem. »Ich bin dein Geist aus der Flasche, Isa, dein Dschinn aus der Champagnerpulle. Oder, um es präziser zu formulieren«, sie hob theatralisch die Arme, »ich bin die Dämonin aus dem Molotowcocktail, den unser Vater Ende der Achtziger nicht mehr hat schmeißen können.«

Mir wurde übel, ich brach zusammen.

»Und, tja, dein tapferes alter Ego bin ich auch«, sagte sie, als ich zu mir kam. Sie streichelte mich sanft und kicherte dabei wie ein Kind, das sich an einem drolligen Hund erfreut. Ihr Name war nicht schwer zu erraten, Vater hatte sie immer Billie genannt.

Es war Vater, dem wir den unsäglichen Vornamen unserer Kindheit zu verdanken hatten: Ilsebill. Wie die dreiste und gottlose Fischersfrau aus Grimms Märchen. Mit Mutter ver-

einbart war Isabell, doch auf dem Weg zum Standesamt entschied Vater sich anders. Er hatte schon immer die fixe Idee, dass unser Nachname, Liebmann, nach einem Kontrast verlange. Weil aus seinen Nachkommen keine angepassten Staatsbürger werden sollten, im Gegenteil. Ein den Mut stählender Vorname, so glaube er, sei von Vorteil auf dem »Marsch durch die Institutionen«, zu dem sein Idol, Rudi Dutschke, aufgerufen hatte. Meine großen Zwillingbrüder Hagen und Etzel hatten Vater nach den beiden bösesten klassischen Sagenhelden taufen lassen, weil der Standesbeamte sich auf Lenin und Trotzki partout nicht einlassen wollte. – Vater hieß übrigens Gottfried, weshalb wir ihn niemals mit Vornamen ansprechen sollten, wie es damals in den links orientierten Familien üblich war.

Zu seiner Enttäuschung entwickelten sich meine Brüder zu freundlichen Jungs mit besten Schulnoten, sogar in Betragen, Fleiß und Ordnung. Aufmüpfig waren sie allenfalls Vater gegenüber. Früh beschlossen sie, Elektrotechnik zu studieren und kündigten ihre Auswanderung in die Hochburg des kapitalistischen Imperialismus an, in die USA. Vielleicht nicht nur, um Vater zu ärgern, sondern auch weil in Amerika Leute die seltsamsten Vornamen haben können, ohne unangenehm aufzufallen. Ich, das um elf Jahre jüngere Nesthäkchen, wurde erneut in den revolutionären Kampf geschickt und in einen sogenannten Kinderladen gesteckt, eine von Vater initiierte Privatkita im Martinsviertel, wo ich schmutzig, laut und böse sein durfte, sollte, musste. Und wo es Lernziel war, jeden Vorschlag der Erzieherinnen mit einem emphatisch vorgetragenen Gegenanschlag zu parieren. Sprüche wie *Der Bundeskanzler Helmut Kohl ist außen dick und innen hohl* lernte ich auswendig wie andere Kinder das Hänschenklein.

So verlief mein Leben in zwar ungewöhnlichen, aber immerhin geordneten Bahnen, bis ich zur Schule kam, wo mir das Stigma meines Vornamens zum ersten Mal bewusst wurde. Ich

erinnere mich gut an die ungläubig aufgerissenen Augen der Lehrerin beim Verlesen der Klassenliste. Und Gesänge wie *Ilsebillie, keiner willse* verfolgten mich anfangs in jeder großen Pause. Um nicht zusätzlich anzuecken, lernte ich rascher als meine Mitschüler, leise zu sein, still zu sitzen und unbekannte Zeichen präzise in linierte oder karierte Hefte zu malen. Der Drill im Kinderladen kam mir dabei zugute.

Vater hätte mein Wohlverhalten in der Schule gewiss missfallen. Mehr noch, es hätte ihn schwer getroffen, wenn auch sein jüngstes Kind, seine über alles geliebte Billie, sich genau so konform entwickelt hätte wie seine missratenen Söhne. Um ihn zu beschwichtigen, erklärte ich die ein oder andere Hausaufgabe zur Strafarbeit, die mir auferlegt worden sei, weil ich die Klassenraumwände mit Fingermalfarben verschönert, die Lehrerin mit einem nassen Schwamm beworfen und eine reaktionäre Qualle genannt hätte. Auf dem Schulweg nach Hause brach ich Mercedessterne ab und klaute Tulpen, Lilien oder Astern aus Vorgärten von Einfamilienhäusern, um sie Vater als Trophäen meiner Rebellion gegen das Establishment ans Krankenbett zu bringen. Er war stolz auf seine Billie.

So begann meine aufregende Doppexistenz, die anderthalb Jahre später jäh endete. Vater fiel ins Koma und wachte nie wieder auf. Man brachte ihn in die städtischen Kliniken, hängte ihn an lärmende Apparate, nährte ihn tropfenweise aus Kanülen, die in seiner aufgedunsenen Haut steckten. Seine Hilflosigkeit schmerzte, und ich glaube im Nachhinein, dass dies der Anlass dafür war, dass ich mich später für einen medizinischen Beruf entschied.

Mutter bereitete sich frühzeitig auf seinen Tod vor. Und zögerte meine Umerziehung um keinen Tag hinaus. Sie kaufte mir Enid-Blyton-Bücher, ließ mich evangelisch taufen und erwarb beim Einwohnermeldeamt (gegen die Gebühr eines Monatsgehalts) eine Eintragsänderung: Ich bekam den von Mutter ohnehin favorisierten Vornamen, aus Ilsebill wurde Isabell.

Die kleine Isabell gedieh zum Musterkind. Und Vaters Liebling Billie verschwand, wie ich nun begriffen habe, in dem Brandsatz, den er eigens gebastelt hatte, um ein letztes Fanal gegen die Stationierung von Pershing-Raketen auf deutschem Boden zu entzünden. Zu spät, die Demo fand ohne ihn statt und verlief laut Zeitungsberichten unerwartet friedlich.

»Und? Was willst du von mir?«, fragte ich matt.

»Von dir? Gar nix, Isalein. Bleib ganz ruhig.« Billie musterte mich abschätzig, wie ich als Häuflein Elend auf dem blanken Boden kauerte, trat zu dem kleinen Oberlicht im Kellervorraum und lauschte. Ein Krankenwagen tätüerte herbei, jemand rief etwas, Nachbarn quasselten aufgeregt.

»Wie ... wie soll es weitergehen?«, fragte ich.

»Wir warten, bis die Sanis weg sind. Wenn der Kerl noch lebt und bei Bewusstsein ist, erkennt er dich. Und zeigt dich womöglich an.«

»Das meine ich nicht. Wie es mit uns weitergehen soll, meine ich.«

Sie lachte. »Schau'n wir mal.«

Ich richtete mich auf. »Ich komme nämlich gut allein zu recht.«

»Ha, das haben wir gerade gesehen. Ohne mich würden sich die drei Kotzbrocken jetzt in der Tiefgarage über dich hermachen.«

Kotzbrocken? Mir wurde schon wieder übel. Ich versuchte langsam und konzentriert zu atmen.

Blaulich waberte durchs Fenster, ein Martinshorn heulte auf, verklang allmählich. Billie reckte sich auf die Zehen und sah hinaus. »Der Krankenwagen ist weg. Dafür ist die Polizei angerückt, zwei Männer in Uniform. Und jede Menge Nachbarn stehen rum und gucken.«

Ich sagte nichts mehr, stand auf, klopfte ein paar Staubflusen von meiner Hose und verließ, ohne auf Billie zu achten,

mein Schlupfloch, um den Polizisten pflichtschuldigst zu be-
kennen, was passiert war. Mir zitterten die Beine, ich fühlte
schon die Handschellen an meinen Gelenken, sah mich auf
dem Rücksitz eines vergitterten weiß-blauen Transporters da-
vonfahren, mit beiden Händen die Stäbe umklammernd ...
Dazu kam es nicht. Die Menge vor dem Haus erwies sich als
undurchdringlich. Und sie ignorierte mich. Wie mich alle Welt
immer ignoriert. Kaum gelang es mir, einen meiner Oberarme
zwischen einen Brustkorb und einen Schmerbauch zu schie-
ben, holte ein angewinkelter Ellbogen aus und bugsierte mich
zurück. Ich überlegte, wie ich mich akustisch bemerkbar ma-
chen könnte, entschloss mich, laut zu rufen: *Ich war's. Lassen
Sie mich durch!*

Die zwei lächerlich kurzen Sätze lagen mir schon auf der
Zunge, da hielt mir jemand den Mund zu und rief etwas ande-
res, etwas ganz anderes: »Ich bin Zeugin, hab's genau gesehen.«
Billie rempelte sich erfolgreich bis zu den Polizisten vor und
tischte ihnen eine derart plausible Lügengeschichte auf, dass
ich heute am liebsten selbst daran glauben möchte: Vier junge
Männer hätten sich geprügelt, erzählte sie, zwei von ihnen
seien mit Messern auf die anderen beiden losgegangen. Da
hätte einer der Angegriffenen einen länglichen Gegenstand aus
seiner Lederjacke gezogen, ein Feuerzeug darangehalten, die
Gegner damit beworfen. Ich hörte nicht mehr hin, registrierte
nur noch, wie Billie mit erhobenem Kinn und leuchtenden
Wangen redete und redete ... und alle überzeugte. Manche der
Nachbarn beeilten sich zu versichern, dass sie genau dasselbe
beobachtet hätten. Als die Spurensicherung das Klappmesser
des Opfers bei der Abmauerung fand und als Beweismaterial
sicherstellte, überwand ich einen erneuten Schwächeanfall und
lächelte schweigend in die Runde.

Billie tat, was getan werden musste. Sie holte meine restli-
chen Sachen aus der alten Wohnung, schloss die Tür ab und
warf den Schlüssel, wie mit dem Hausmeister verabredet, in

dessen Briefkasten. »Schönen Abend allerseits!«, rief sie den noch immer am Wendehammer gruppierten Nachbarn zu, hakte sich bei mir ein, als seien wir beste Freundinnen, und schleppte mich nach Hause.